

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1992)

Heft: 5

Artikel: "In Zarathustra-Nebel gehüllt hier angekommen" : Graubünden als Reiseland berühmter Musiker

Autor: Wanner, Kurt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Wanner

«In Zarathustra-Nebel gehüllt hier angekommen»

Graubünden als Reiseland berühmter Musiker

Ein Mozart, Mendelssohn und Brahms scheinen sich während ihrer Schweizer Reisen und Ferien nie in Graubünden aufgehalten zu haben, obwohl gerade die beiden letzteren vom Eindruck der alpinen Bergwelt in ihrem Schaffen massgeblich beeinflusst wurden. Es wäre aber durchaus möglich, dass dieser oder jener Musiker bereits im 18. Jahrhundert oder noch früher über die Bündner Pässe südwärts reiste, genauso wie die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass einer der unzähligen italienischen Barockmeister, von Monteverdi bis Sammartini, von Frescobaldi bis Galuppi, die zwischenzeitlich ja auch an irgendwelchen Fürstenthöfen oder Bischofssitzen nördlich der Alpen tätig waren, hier vorbeikam, nur ist bis anhin nichts dergleichen bekannt geworden.

Den Klöstern nach – bis Disentis

Im 18. und 19. Jahrhundert gab es zahlreiche Musiker, die es zu Lebzeiten sowohl als Instrumentalisten wie auch als Komponisten zu einem soliden Ruf und zu einer geachteten Stellung brachten, die aber nach ihrem Tod samt ihren Werken in Vergessenheit gerieten. Manch einer von ihnen wurde in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aus irgendwelchen verstaubten Archiven hervorgeholt, was in erster Linie damit zusammenhängt, dass die Schallplattenindustrie nach mehreren Dutzend Versionen von Vivaldis «Vier Jahreszeiten», Mozarts «Kleiner Nachtmusik» oder Beethovens 9. Sinfonie für solche «Wiederentdeckungen» im allgemeinen recht empfänglich ist.

Jenem Komponisten und Organisten, der im Sommer des Jahres 1807 «den Klöstern nach bis Disentis kam», blieb diese Wiederentdeckung bis anhin weitgehend versagt, obwohl das Vivace aus seiner Orgelsonate in F-dur wie auch eine seiner Orgelsuiten auf modernen Tonträgern erhältlich sind. Sein Name: Martin Vogt. Geboren wurde er «am 3. April 1781 zu Kulmain, Landgericht Stadt Kemnath in der oberen Pfalz. Mein Vater war Schullehrer, Organist und Verwalter der

Güter des Grafen Morowitzky, meine Mutter, eine geborene Zach, Bierbrauerstochter aus Fichtelberg.» Mit diesen Worten beginnt Vogts Autobiographie – und sie allein ist im Zusammenhang mit Graubünden von Interesse –, die in manchen Passagen an das beinahe drei Jahrzehnte zuvor erschienene «Aus dem Leben eines Taugenichts» des Joseph von Eichendorff gemahnt.¹

Seine musikalische Ausbildung genoss Martin Vogt in erster Linie als Sängerknabe in verschiedenen fränkischen und bayrischen Klöstern, dann absolvierte er das Seminar in Regensburg, und schon bald begann eine ausgedehnte Wanderzeit, die ihn vorerst nach Wien und Venedig, dann nach Salzburg und schliesslich auch in die Schweiz führte, wo er in den Klöstern von Mariastein und St. Urban als Musiklehrer tätig war. Im Sommer 1807 – ein genaueres Datum gibt er nicht an – kam Vogt nach Disentis. Er berichtet: «Ich wurde in Disentis sehr gut aufgenommen, und der Herr Prälat sowohl als alle Religiosen drangen in mich, bei ihnen zu bleiben. In dieser Gegend von Graubünden wird Romanisch gesprochen, ein Gemisch aus allen Sprachen, vorzüglich aber Italienisch, und wie man mich versicherte, lerne dieses Volk alle andern Sprachen am leichtesten. Die Sprache sowohl als die geringe Liebhaberei für Musik hielten mich davon ab, dazubleiben; denn ein musikalisches Amt, das ich da mitmachte, bestand aus zwei Singstimmen, einer Violine, einer Flöte, einer kleinen und grossen Trommel.

Ausser gedörртом Rind- und Bärenfleisch kommt in dieser Gegend kein anderes Fleisch auf den Tisch. Selbst die Suppe ist von diesem Fleisch, und für Brot wird meistens nur Käs, wovon immer ein Laib wie bei uns Brot auf dem Tisch steht, in die Suppe gebrockt. Die Viehzucht ist in dieser Gegend zwar sehr gross, allein man mästet das Vieh, treibt es nach dem Herbst nach Italien und verhandelt es gegen Wein. Der Veltliner Wein ist ein ausgezeichnete roter Wein und für den gewöhnlichen Gebrauch zu teuer; deswegen wird meistens Branntwein getrunken.»

Mit einem Herrn Planta, «Liebhaber der Musik» sowie Besitzer eines Klaviers und Gastwirt, reiste Vogt alsbald nach Ilanz und gab in dessen Haus ein Konzert, das nicht nur «beinahe das ganze Städtchen», sondern auch den Herrn Pfarrer mit Frau und Töchtern anzulocken vermochte: «Und da ihm Herr Planta sagte, dass ich auch Orgel spiele, wurde ich vom Herrn Pfarrer eingeladen, den folgenden Tag die Orgel in der Kirche zu spielen. In der ganzen Umgegend befanden sich viele adelige Gutsbesitzer, die alle eingeladen wurden, und nachmittags um drei Uhr war die Kirche ganz von Menschen angefüllt. Ich spielte fast bis sechs Uhr abends und wurde ersucht, am folgenden Tag nochmals auf der Orgel zu spielen. Herr Planta machte durch mich gute Geschäfte, denn als wir aus der Kirche gingen, strömte alles sei-

nem Wirtshause zu, und ich spielte wieder bis nach Mitternacht auf dem Klavier.» Nach diesem wahrlichen «Orgel- und Klaviermarathon» stand anderntags erneut ein einstündiges Orgelrezital in der Ilanzer Kirche auf dem Programm, und dann erhielt Martin Vogt ein Honorar von fünf Louis d'or sowie «ein schönes Nachtessen»: «Als selbes vollendet war, setzte ich mich wieder ans Klavier; man ersuchte mich, Tänze zu spielen, und bis am hellen Morgen wurde nun getanzt.» Daraufhin kutschierte Herr Planta seinen Gast nach Reichenau, wo er ihn nochmals zum Mittagessen einlud, und «nach Vollendung desselben wanderte [er] Chur zu». Dort trat der Musikant «ins erste Wirtshaus», das er antraf und vernahm, dass der Wirt Organist in der Stadtkirche sei: «Unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und ich wurde sehr wohl bewirtet.» Bestimmt nicht mit grossem Hungergefühl ging's anderntags via Bad Ragaz («um da zu Mittag zu essen») mit der Churer Post nach Zürich . . .

Der nicht gerade zur Askese neigende Martin Vogt, dessen musikalischer Nachlass zu einem grossen Teil im Kirchenmusikarchiv in Glarus (Messen) und in der Universitätsbibliothek Basel (Orgelwerke) aufbewahrt wird, lebte später während langer Zeit in Arlesheim und Basel; im April 1854 starb er als geschätzter Organist und Musiklehrer im elsässischen Colmar.²

Der Sohn eines berühmten Vaters

Einer der ersten Komponisten, die in Graubünden ihre Spuren hinterliessen, erregte weniger als Tonschöpfer, sondern vor allem als Sohn eines grossen Musikers Aufsehen: Franz Xaver Wolfgang Mozart. Er kam 1791, im Todesjahr seines Vaters und kurz vor der Uraufführung der «Zauberflöte», in Wien zur Welt. Angeblich war er ein eher schwächliches Kind, da sich seine Mutter Constanze sowohl vor als nach dessen Empfängnis in einem schlechten Gesundheitszustand befand. Als Wolfgang Mozart lebte er meist in der galizischen Hauptstadt Lemberg, wo er sich als Musiklehrer, Pianist und Komponist – er schrieb u.a. zwei Klavierkonzerte sowie etwas Kammermusik – betätigte, und, obwohl ihn «seine Mutter ermahnt hatte, ihr und seinem verstorbenen Vater nicht die Schande anzutun, ein mittelmässiger Musiker zu werden», letztlich (nach Wolfgang Hildesheimers Ansicht) nichts anderes als «ein mittelmässiger Musiker» wurde.³ 1844 starb er in Karlsbad.

Ende September 1820, kurz bevor der Splügenpass mit einer durch Österreich finanzierten Fahrstrasse ausgebaut wurde, reiste Franz Xaver Wolfgang Mozart von Mailand – wo er seinen um sieben Jahre älteren Bruder Carl Thomas besucht hatte, der als gehobener österreichischer Beamter (und von den Tantiemen der Opern seines

Vaters) in der lombardischen Hauptstadt lebte – auf Umwegen nach Lemberg zurück. Für die Überquerung der Alpen vertraute er sich, wie bereits Goethe im Mai 1788, dem «Lindauer Boten» an, einem privaten Transportunternehmen, das während Jahrhunderten – einmal pro Woche – Reisende und Post vom Bodensee über den Splügenpass nach Mailand und zurück transportierte. Man konnte bei dieser Agentur, die von Lindauer Schiffsleuten, von Bootsleuten aus Como und von einer besonderen Botenanstalt in Fussach betrieben wurde, eine Art von «Pauschalreise» buchen, denn der «Lindauer Bote» war nicht nur für den Transport, die Unterkunft und die Verpflegung besorgt, sondern er übernahm sogar die oft langwierigen Verhandlungen mit den verschiedenen Polizei- und Zollorganen.

Vom «musikalischen» Standpunkt aus gesehen, wäre die «Bündner Reise» des jüngeren Mozart-Sohnes kaum von Bedeutung, aber seine Tagebuch-Einträge dürfen als durchaus bemerkenswertes literarisches Zeugnis bezeichnet werden, das über das Reisen im Gebirge zu Beginn des 19. Jahrhunderts einige Aufschlüsse vermittelt. In Chiavenna notierte er am 28. September: «In Como schifften wir uns gleich ein und kamen erst diesen Abend gegen fünf Uhr am Ende des Sees an, wo wir gleich in den Wagen stiegen und hierher fuhren. Nur wenige Stunden sind uns zur Ruhe gegönnt, denn morgens um drei Uhr setzen wir uns zu Pferde, um den Splügen zu passieren.» Und anderntags, nach der Ankunft in Thusis, berichtete Franz Xaver Mozart: «Nach einer äusserst ermüdenden und gefahrvollen Reise sind wir diesen Abend nach 9 Uhr hier angekommen. Wir waren in allem 18 Stunden zu Pferde. Wir brachen um 3 Uhr morgens auf und kamen gegen 10 Uhr auf die Spitze des Berges, wo das österreichische Gebiet aufhört. Hier wurden unsere Pässe untersucht, und auf anderen Pferden setzten wir die Reise fort, worauf wir gegen ein Uhr im Dorfe Splügen ankamen und auf schweizerischem Boden zu Mittag assen. Der Splügen war von der Spitze an, bis beinahe an den Fuss, auf dieser Seite mit hohem Schnee bedeckt, in dem wir, da es gar gäh abwärts geht, zu Fuss bis an die Knöchel waten mussten. Von der österreichischen Seite ist die Strasse schon fertig, hierseits aber noch kaum angefangen. Nach zwei Uhr bestiegen wir wieder unsere Rosinanten, und kamen, als es schon ganz dunkel war, an die gefährliche Stelle, 'Via Mala' genannt.

Zwischen ungeheueren Felsmassen führt der Weg; gegen 500 Schuh tief, zwingt sich der Rhein durch ein enges Felsenbeete, und ebenso hoch türmen sich schroffe Gebirge über dem Haupte. Und nun denke dir einen schmalen, ungebneten Weg ohne Geländer, eine dunkle Nacht, in der kaum zu Zeiten ein Sternchen flimmert. Das beste was wir tun konnten, war den Pferden ihren Willen zu lassen und dicht hintereinander zu reiten, welches letztere uns die Finsternis sehr erschwerte, denn man konnte kaum seinen Vordermann sehen

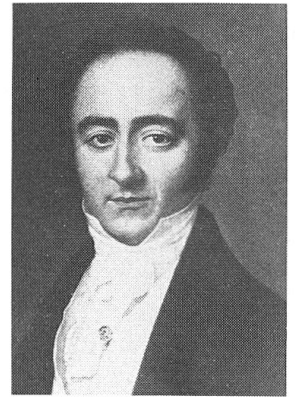


Abb. 1:
Franz Xaver Wolfgang Mozart fünf Jahre nach seiner Reise über den Splügenpass (Ölgemälde von Karl Schweikart).

und zuweilen war es glatterdings unmöglich. Unser Zug ging in folgender Ordnung: Voran ritt der Courier, ihm folgte Herr Gugenberg, der mir als Leitstern diente, welchen Dienst ich einem Herrn Fine, einem Sprachmeister aus Strassburg leistete, der wenigstens den Vorteil hatte, mich gut sehen zu können, weil ich einen Schimmel ritt. Nebenher ging der Führer; bewundernswert war die Vorsicht, mit der die Pferde jeden Schritt machten, als sähen sie ein, dass ein Fehltritt sie und den Reiter das Leben kosten müsse. Als wir zur Brücke kamen, hiess der Führer uns absteigen, denn hier war die Gefahr gross, abzustürzen, da die Strasse abgebrochen war. Jenseits der Brücke war aber die Gefahr vorüber, wir bestiegen wieder die Pferde und kamen glücklich hier an.»

Es erstaunt einigermaßen, dass der 29jährige Mozart gleichentags nicht nur die wichtigsten Begebenheiten der Reise schilderte, sondern auch noch eine recht positive «Bilanz» des Unternehmens zu ziehen vermochte, indem er sich wie folgt äussert: «So mühevoll der heutige Tag war, so möchte ich ihn doch nicht nicht erlebt haben. Denn abgerechnet, dass das Schauerliche auch seinen Reiz hat, wenn es einmal glücklich überstanden ist, wurden wir auch durch manche herrliche Aussicht belohnt und zum Ausdauern gestärkt.

Der liebe Gott hat doch alles so schön gemacht! Am schauerlichsten kam es mir vor, als wir kurz vor der Brücke, in einem in hohe Felsen gehauenen Weg ritten. Über uns schienen sie sich zu schliessen, so dass wir endliche keine, ohnedies an diesem Abend selten leuchtenden Sterne sehen konnten. Nur das Siebengestirn blickte noch freundlich über mir, und als sich auch dieses verlor, schien ich mir selbst verloren, bis sich die Felsen öffneten und sein tröstender Schein meinen Weg wieder erhellte.»⁴

Anderntags reiste Franz Xaver Mozart weiter via Chur – St. Gallen nach Zürich und Bern, wo er jeweils – im Rahmen seiner zweijährigen europäischen Konzerttournee, die Ende Dezember 1818 in Kiew begonnen hatte – als gefeierter Klaviervirtuose auftrat.

«Mit Herwegh zur Kur nach St. Moritz»

Ebenfalls recht dramatisch verlief der Bündner Aufenthalt eines anderen Komponisten, der vom 14. Juli bis zum 10. August 1853 dauerte. Während dieser Zeit hielt sich nämlich der 40jährige Richard Wagner im Oberengadin, bzw. in St. Moritz, zur Badekur auf. Wagner lebte damals bereits seit vier Jahren im Schweizer Exil, da er als Sympathisant der Anarchistenszene um Bakunin – der übrigens zwanzig Jahre später ebenfalls in Graubünden auftauchte⁵ – im Zuge der 48er Revolution und vor allem auch wegen seiner immer zahlreicheren Gläubiger Deutschland fluchtartig verlassen musste.



Wagners Bündner Aufenthalt ist ausgezeichnet dokumentiert, in erster Linie durch den schriftstellerisch begabten Meister selber, der ihm in seinem Memoirenwerk «Mein Leben» gebührend Platz einräumt, dann aber auch durch fünf Briefe an dessen erste Gattin Minna.⁶

Am 14. Juli 1853 trat Wagner — auf Anraten seines Zürcher Hausarztes Dr. Hans Konrad Rahn — von Zürich aus seine Reise nach St. Moritz an, wobei sich der ebenfalls exilierte Dichter und Revolutionär Georg Herwegh (1817–1875) in seiner Begleitung befand. Martin Gregor-Dellin, der ausgezeichnete Wagner-Biograph, mutmasst über die Gründe der Reise: «Flüchtete er vor der Arbeit? Fühlte er sich nur aus Unlust so schlecht oder aus Angst? Vermutlich überkam ihn eine depressive Furcht, nach so vielen Jahren keine vernünftige Note mehr schreiben zu können.»⁷ Man darf nicht vergessen, dass seit der Uraufführung des «Lohengrin» bereits drei Jahre verflossen waren, in denen sich Wagner ausschliesslich mit seiner Dichtung «Der Ring des Nibelungen», aber nicht mit deren Komposition beschäftigt hatte.

Abb. 2:
Am 14./15. Juli 1853 übernachtete Richard Wagner im Churer Hotel Steinbock (später Rätisches Volkshaus, heute Hotel Chur) beim Obertor (Lithographie um 1860).

In Chur, wo die beiden Reisenden im ehemaligen «Hotel Steinbock» (später «Volkshaus», heute Hotel Chur), einem «höchst unbequemen Gasthof», nächtigten, wurden sie «bei einem anhaltenden furchtbaren Regen» zwei Tage aufgehalten, was dem Komponisten Gelegenheit verschaffte, sich einerseits mit Goethes «West-östlichem Divan» auseinanderzusetzen und andererseits seinem neuen Freund und späteren Schwiegervater Franz Liszt sowie seiner Gattin Minna zu schreiben. Letzterer teilte er mit: «Ich sitz' in Chur, weil der einzige Postwagen nach St. Moritz schon ganz besetzt war . . . Grau ist's und regnet Platz! Gestern um 9 Uhr kamen wir hier an und mussten bei grässlichem Regen eine ganze Stunde herumlaufen, ehe wir Unterkommen fanden, so waren die Gasthöfe besetzt. Endlich ward es uns wohl, als wir im 'Steinbock' Quartier bekamen; auch schlief ich die Nacht ziemlich gut.»

Für Wagners Freund Herwegh war Chur übrigens kein unbekannter Ort, hatte er doch hier anlässlich des Eidgenössischen Freischiessens 1842 von der Rednertribüne auf der Quader herunter die Schweiz enthusiastisch «als letzte Republik und beinahe einziges Asyl der Freiheit» gepriesen.

Am 16. Juli wurde die Kutschenreise dann über die Lenzerheide und den Julier fortgesetzt. St. Moritz war damals noch ein ganz bescheidener und eher langweiliger Kurort. Wagner schrieb: «Das jetzige bequeme Kurhaus bestand noch nicht, und wir hatten mit dem wildesten Unterkommen vorlieb zu nehmen, was besonders im Hinblick auf Herwegh für mich peinlich wurde, da dieser mit diesem Aufenthalte durchaus keinen Kurzweck, sondern bloss den der Vergnügung verband.» Seiner Gattin, die ihm unbedingt melden sollte, «wenn Geld ankommt», schilderte er St. Moritz als «wirklich eine unfreundliche Öde, mit grösster Unbequemlichkeit in allen Einrichtungen und sehr eintönig.» Bei diesem «wildesten Unterkommen» handelte es sich übrigens um das Hotel Faller (Gastwirt: Herr Biedermann, Kurarzt: Dr. Obrist), das sowohl durch das unruhig gelegene Zimmer (das er zwar alsbald gegen ein ruhigeres im ersten Stock eintauschen konnte) und die fehlenden Duschen wie auch durch seine schlechte Küche zu wiederholten Wagnerschen Reklamationen Anlass gab: «Ich war der einzige, der sein Maul aufat; kein Schweizer wagt so etwas, und Herwegh noch weniger.» Ob Wagner durch sein Verhalten das Verdienst zukommt, «schon in so früher Zeit der St. Moritzer Hotelküche neuzeitliche Impulse gegeben zu haben», wie dies sein Biograph Max Fehr meint, bleibe dahingestellt.⁸

Aufgrund obgenannter Bemerkungen könnte man nun beinahe annehmen, Wagners Engadiner Aufenthalt hätte vorwiegend aus Misstönen und Unannehmlichkeiten bestanden. Dies ist aber nicht der Fall, denn besonders die Ausflüge (und die Lektüre von Goethes

«Wahlverwandtschaften») brachten die erhoffte Abwechslung in den etwas eintönigen Kuralltag. Für eine gewisse Aufregung dürfte auch ein anderes, von Wagner selbst erwähntes Ereignis gesorgt haben: «Jetzt wird hier wirklich auf einen Bär Jagd gemacht, der erst vorgestern – gar nicht weit von hier – 6 Schafe gefressen hat.»⁹

Bereits am zweiten Tag nach der Ankunft, am 18. Juli 1853, fuhren Wagner und Herwegh talwärts bis nach Zuoz, drei Tage später ging's Richtung Maloja und Bergell: «Bald erheiterten uns schöne Eindrücke, wie sie aus dem nackten, nur von Algen bewachsenen Hochtale durch jähe Abfälle in die italienischen Täler führende Ausflüge uns gewährten.» Auch in einem Brief an seine Frau erwähnt Wagner das Bergell, «wo uns zum erstenmal im Tale wieder südlich warme Luft entgegen kam, so dass man sich schwer entschloss, nach der kalten Höhe wieder zurückzukehren.»

Den Höhepunkt in Wagners Engadiner Zeit bildete zweifellos der elfstündige Ausflug vom 23. Juli, der die beiden deutschen Emigranten in Begleitung des Samedaner Schulmeisters in die Region des Roseg-Gletschers führte. In seinen Memoiren schreibt der Komponist: «Bei diesem Vordringen an die Abhänge des einzig grossartigen Bernina, welchen wir in seiner Schönheit selbst dem Montblanc vorziehen mussten, hatten wir es mit Bestimmtheit auf einen exzentrischen Genuss abgesehen; dieser wurde namentlich meinem Freunde durch die grossen Anstrengungen verkümmert, mit welchen das Besteigen und weitere Beschreiten des wunderbaren Gletschers verbunden war. Wiederum empfing ich den erhabenen Eindruck der Heiligkeit der Öde der fast gewaltsam beschwichtigenden Ruhe, welche jedes Erstorben sein der Vegetation auf das pulsierende Leben des menschlichen Organismus hervorbringt.» Die zwar notwendige, aber nicht ganz ausreichende Stärkung für den Rückweg brachte «ein mitgebrachtes Mahl mit einer in den Eisspalten frappten Flasche Champagner». Wagner schreibt: «Von dem ausserordentlich zehrenden Charakter der Luft in diesen Regionen hatte ich mich an mir selbst zu überzeugen, als wir, eben auf dem Rückwege, in der ersten Sennerei an der dort vorgefundenen Milch uns erlabten. Ich verschlang diese in solchen Fluten, dass wir beide darüber in wahrhaftes Erstaunen gerieten, besonders da wir in der Folge gar keine Beschwerden davon empfanden.»

Nicht so bekömmlich wie die Engadiner Milch war für Wagner anscheinend das eisenhaltige St. Moritzer Wasser, das er regelmässig morgens um sechs Uhr zu sich nahm und in dem er vorübergehend auch badete. Anfänglich meinte er zwar: «Das heutige Bade hat wieder sehr gut auf mich gewirkt, und ich kann mir wohl denken, warum der Doktor mir diese Kur anempfohlen hat. Meine Nerven stärken sich gewiss.» Und beinahe übermütig beendete er einen bereits morgens um halb sechs Uhr abgefassten Brief an Minna: «Der Becher winkt.



Abb. 3:
Richard Wagner
im Jahre 1853,
kurz nach seiner
Rückkehr aus
dem Engadin
(Lithographie von
E. B. Kietz).



Ich muss fort. Hoffentlich wird's schmecken: Ich will den ersten auf Deine Gesundheit trinken!» Doch bereits zwei Tage später fühlte er sich «ziemlich angegriffen» und freute sich, dass die halbe Kur vorbei war. Und zu Beginn der letzten Kurwoche schrieb er seiner Gattin ziemlich griesgrämig: «Mein so sehr zur Aufgeregtheit geneigtes Temperament liess [von diesem Wasser] mehr Beschwerde als Heilung aufkommen. Seit mehreren Tagen bin ich verstopft und mein Magen befindet sich schlecht. Zudem fängt der Aufenthalt an, mir unerträglich zu werden; die Einrichtungen sind zu schändlich. Von vielem, was der Doktor mir aufgegeben hat, kann ich aus Mangel an Bequemlichkeit usw. nichts befolgen.» Am 9. August 1853, «da endlich die Zeit zu Ende ging und ich wohl merkte, dass ich von der Kur nicht viel zu erhoffen hatte», kehrte Richard Wagner via Chur, wo er nochmals übernachtete, nach Zürich zurück, um bereits 14 Tage später via Genf – Mont Cenis – Turin – Genua in südlichere Gefilde, nach La Spezia zu verreisen. Fraglich bleibt, ob der Engadiner Aufenthalt im späteren Schaffen einen Niederschlag gefunden hat; Gregor-Dellin meint, dass sich der Komponist zwischen den «gewaltig-unwirklichen, wie von Riesen auf die Passhöhe [des Julier] gewuchteten Felstürmen sich gut Wotan und Fricka vorstellen konnte», denn diese Szenerie sei «wahrhaft urweltlich».

Abb. 4:
St. Moritz um
1860
(Aquatinta-Stahl-
stich von Caspar
Ulrich Huber).

Zwei Monate nach den einerseits eintönigen, andererseits bewegten Tagen von St. Moritz begann Wagner mit der Komposition der Oper «Rheingold», dem sogenannten «Vorabend» zum Bühnenfestspiel 'Der Ring des Nibelungen', wo sich im 2. und 4. Akt die Götter «in freier Gegend auf Bergeshöhen» bewegen. Ob es sich dabei aber um Bündner Bergeshöhen oder gar um den Piz Bernina handelt, bleibt mindestens ungewiss.

26 Jahre nach Wagner tauchte erstmals jemand in St. Moritz auf, der den damals bereits in Bayreuth ansässigen Opernkomponisten ursprünglich leidenschaftlich verehrte, um ihn alsbald mit äusserster Heftigkeit abzulehnen: Friedrich Nietzsche. Diesen Philosophen und Dichter, der von 1883 bis 1888 jeden Sommer in Sils-Maria verbrachte und auf diese Weise zweifellos zum berühmtesten Bündner Friengast aller Zeiten wurde, auch im Zusammenhang mit der Musik zu erwähnen, ist durchaus angebracht, denn Nietzsche war sowohl ein bedeutender Musikschriftsteller als auch ein etwas weniger bedeutender Komponist von Klavierliedern und Chorwerken.

Zur Premiere an die Scala

Im Gegensatz zu Richard Wagner ist das Leben des französischen Opernkomponisten Jules Massenet (1842–1912) nur sehr lückenhaft dokumentiert, obwohl auch er seine «Mémoires» verfasst hat und nach den Erfolgen von «Manon» (1884) und «Werther» (1892) sogar zum populärsten zeitgenössischen Musiker Frankreichs aufgestiegen war. Deshalb besteht über seine Reise durch Graubünden nur ein kleiner Hinweis: Am 19. September 1877 belegten «Monsieur, Madame et Mademoiselle Jules Massenet» aus Paris die Zimmer 21 und 23 im Splügner Posthotel Bodenhaus¹⁰. Der Zweck dieser Reise scheint allerdings klar zu sein: Massenet begab sich nach Mailand, wo am Teatro della Scala kurz darauf seine Oper «Le Roi de Lahore», die ihre Pariser Uraufführung gerade hinter sich hatte, aufgeführt wurde.

Ein Jahr nach Massenet, im August 1878, hielt sich – gemäss eines Briefes des englischen Dichters Robert Browning, der ihn als «erste aufregende Persönlichkeit, die mir in Splügen begegnete», bezeichnete – der damals weitherum bekannte Dirigent und Pianist Sir Charles Hallé (1818–1895) im «Bodenhaus» auf.¹¹ Die von ihm 1857 begründeten Hallé-Konzerte sowie das gleichnamige Sinfonieorchester in Manchester geniessen noch heute einen soliden europäischen Ruf.

Wie Wagner rund 30 Jahre vor ihm, so betrat auch Peter Iljitsch Tschaikowsky (1840–1893) die Schweiz erstmals auf der Flucht. Es war aber keine Flucht aus politischen, sondern aus zutiefst persönlichen Gründen: Tschaikowsky floh aus seiner kurz zuvor in Moskau

geschlossenen Ehe, die er – mit seiner «angeborenen Abneigung» gegen diese Institution – keinesfalls aus Zuneigung zur bedeutend jüngeren, «armen, aber guten und unbescholtenen» Konservatoriums-Schülerin Antonina Iwanowna Miljukowa, sondern vor allem zur Vertuschung seiner homoerotischen Neigungen geschlossen hatte. Mit seinem Bruder Modest liess er sich, nach einem missglückten Selbstmordversuch vorerst in Clarens am Genfersee nieder, um anschliessend während sieben Monaten mehr oder weniger ziellos kreuz und quer durch Europa zu reisen und immer wieder an den Genfersee zurückzukehren, wo er u.a. den «Eugen Onegin» vollendete und die 4. Sinfonie sowie das Violinkonzert komponierte.

Tschaikowsky war ein grosser Reisender: «Er liebte es, im Verlaufe eines Jahres an den verschiedensten Punkten Europas zu komponieren. Im Winter in Italien, im Sommer in Russland, im Frühling und Herbst gerne am Genfersee.» (Kurt Pahlen). Am 11. November 1884 fuhr er nach Davos, um seinen schwerkranken Freund und Schüler, den Geiger Josef Kotek, zu besuchen, der dort einige Monate später an Tuberkulose starb. An diese Reise erinnern mehrere Briefe, die der Komponist, wie tausend weitere, teils an seine Mäzenin Nadeshda von Meck, teils an seinen geliebten Bruder Modest sandte, der die erste Biographie des Musikers verfasste, wobei dieses umfangreiche Werk vom ursprünglich aus dem Safiental stammenden, jedoch in Russland geborenen und als «russischen Brahms» gefeierten Komponisten Paul Juon ins Deutsche übersetzt wurde.

Unter dem Datum vom 12. November 1884 schrieb Tschaikowsky an seinen Bruder, dass er über München nach Lindau gereist sei. Dort habe er für sich allein einen Omnibus gemietet, «um nicht mit Fremden im engen Wagen sitzen zu müssen» und sei nach rund acht Stunden in Davos angekommen: «Vollständige Dunkelheit, alles mit Schnee bedeckt, und je höher wir kamen, desto strenger wurde der Winter und düsterer die Natur. Ich litt sehr unter der Kälte, besonders an den Füssen. Während der Reise nach Davos bildete ich mir ein, in eine Wüste zu kommen, wo es weder Zigaretten noch Zigarren gibt. Es erwies sich aber, dass auf dieser unglaublichen Höhe eine ganze Reihe prachtvoller Hotels stehen und viele Magazine, in denen alles zu haben ist, was man nur wünschen mag. Sogar eine Zeitung gibt es und ein Theater (welches ich gestern mit Kotek zusammen besucht habe), gar nicht zu reden von Zigarren und Zigaretten. Alles das macht auf mich einen ganz phantastischen Eindruck und kommt mir wie ein Traum vor.» Nachdem er sich über Koteks Gesundheitszustand geäussert hat, der ihn einerseits durch «eine ausgezeichnete Gesichtsfarbe» und «die stärker gewordene Figur» erfreute, andererseits durch seine «furchtbar heisere Stimme» und einen «erschütternden, schrecklichen Husten» beunruhigte, schildert Tschaikowsky das «sehr bevölkerte»

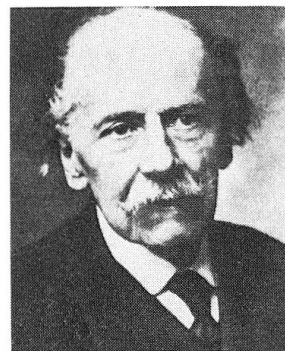


Abb. 5:
Im September
1877 hielt sich
der französische
Opernkomponist
Jules Massenet
für eine Nacht in
Splügen auf.

Davos, wo er nur «ein ziemlich schlechtes Zimmer» habe finden können und erklärt, «dass gesunde Menschen den Aufenthalt hier nicht vertragen können, ich aber fühle mich bis jetzt sehr gut. Die Natur ist grossartig, sehr düster und – ich muss gestehen – bedrückt mich ein wenig. Das Herz presst sich krankhaft zusammen, und ich sehne mich nach baldiger Abreise.»¹²

Auch an Nadeshda von Meck übermittelte er gleichentags seine ersten Eindrücke aus dem Kurort im Landwassertal: «Davos liegt sehr hoch, inmitten der rauhen Gebirgsnatur. Der Ort besteht aus einer Reihe hervorragender und mit Gästen überlaufener Hotels und einigen privaten Villen. In dieser Einöde gibt es eine Menge erstklassiger Geschäfte, ein Theater und eine eigene Zeitung, alle möglichen Belustigungseinrichtungen wie z.B. eine Eisbahn, montagnes russes, einen Schiessstand usw. Der Winter ist hier völlig russisch. Alles ist mit Schnee zugeschüttet, und heute ist dazu noch ein solcher Frost, dass ich mir beinahe Ohren und Nase erfroren hätte. Ist es nicht eigenartig, dass man Tuberkulosekranke nicht nach Nizza, Menton oder Algier schickt, sondern in diese Höhe, in dieses rauhe Klima? Es hat sich aber erwiesen, dass die reine, klare und kalte Bergluft Wunder bewirkt, und dass von hundert Kranken sechzig in nur einem Winter völlig gesunden. Noch verwunderlicher ist es, dass die Kranken an einem solchen Frosttag in leichter Bekleidung, manche gar ohne Mantel, an der Luft sind. Sie gehen spazieren, laufen Schlittschuh, fahren die Hänge hinunter und bewegen sich dabei, als geschähe dies alles unter den Strahlen der Sonne von Nizza oder Neapel . . .»¹³

Es ist nicht auszuschliessen, dass Tschaikowsky während jener Woche, die er in Davos verbracht hatte, auch kompositorisch tätig war, denn seinem Verleger Peter Jürgenson berichtete er am 17. November, dass er soeben drei vom russischen Zaren gewünschte Kirchengesänge an seinen Komponistenkollegen Milij Balakirew abgeschickt habe.

«Es gibt nur ein Engadin auf der ganzen Welt»

Auch ein anderer Tonschöpfer der Spätromantik hinterliess in Graubünden einige aufschlussreiche Spuren: Vom 13. bis zum 30. Juli 1900 weilte der damals 36jährige Richard Strauss in Begleitung seiner Gattin Pauline Strauss-de Ahna, einer ausgezeichneten Sopranistin, und seines dreijährigen Söhnchens Franz erstmals in Pontresina, wo er – wie beinahe ein halbes Jahrhundert später – im Hotel Saratz logierte.

Über den ersten Aufenthalt des jungen deutschen Komponisten, der in den Jahren zuvor mit einigen seiner berühmtesten sinfonischen Dichtungen – Till Eulenspiegel, Also sprach Zarathustra, Don

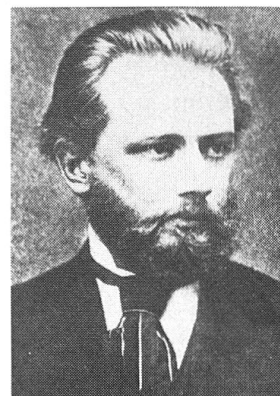


Abb. 6:
Peter I. Tschai-
kowsky besuchte
im November
1884 in Davos
seinen lungen-
kranken Freund
Josef Kotek
(Fotografie um
1870).

Quixote, Ein Heldenleben – für ziemliches Aufsehen gesorgt hatte, ist wenig bekannt. Gian P. Saratz, der Sohn des damaligen Direktors, weiss zu berichten: «Zu jener Zeit gab's in unseren Hotels noch keine Orchester, aber wenn unsere Gäste tanzen wollten, so wandte sich Pauline Strauss an ihren Gatten und bat: Richardl, spiel doch was vom Johann!»¹⁴ Einen aus verschiedenen Gründen aufschlussreichen Hinweis erhalten wir auch in einem Brief, den der Komponist Max von Schillings einen Monat später an Strauss abschickte: «Wir sind unlängst auf Euren Spuren im Engadin gewandelt; man zeigte mit das historische Zimmer in Pontresina, wo Du à la Strauss musiziert hast. Eine unerlaubt schöne Gegend, das Engadin, allein schon die Reise wert wegen der internationalen Judenausstellung.»¹⁵

Es ist nicht bekannt, ob Richard Strauss während seines ersten Engadin-Aufenthalts komponiert hat, möglich ist jedoch, dass dieses oder jenes der insgesamt 23 im Jahre 1900 entstandenen Lieder hier seine Wurzeln haben könnte.

Für Richard Strauss begann nach der Jahrhundertwende die äusserst fruchtbare Zeit des über weite Teile mit dem österreichischen Dichter Hugo von Hofmannsthal im Zusammenhang stehenden Operschaffens: Salome (1905), Elektra (1908), Der Rosenkavalier (1910). Fast genau ein Jahr nach der erfolgreichen Uraufführung des «Rosenkavalier» am Königlichen Opernhaus in Berlin, verbrachte Strauss einen rund einmonatigen Winterurlaub (6. Januar – 10. Februar 1912) im Grand-Hotel in St. Moritz, der durch drei Briefe an Hugo von Hofmannsthal dokumentiert ist.¹⁶ Darin geht es in erster Linie um Probleme im Zusammenhang mit der gemeinsamen Oper «Ariadne auf Naxos» und deren Uraufführung, die – fürs Dresdner Opernhaus geplant – am 25. Oktober 1912 in der Inszenierung von Max Reinhardt am Königlichen Hoftheater in Stuttgart stattfinden sollte. Über die Umstände seines St. Moritzer Aufenthalts erfährt man nur etwas in einer Passage des Briefes vom 11. Januar, die in einem Satz doch recht eindeutig an die obgenannte Bemerkung Max von Schillings gemahnt: «Es wäre überhaupt nett, wenn Sie [Hofmannsthal] ein bisschen hierher kämen; bringen Sie doch Ihre Gastgeber aus Neubeuern mit. Etwas anständige, anregende Gesellschaft ist hier dringend vonnöten. Es sind fast nur amerikanische Juden minderster Sorte hier. Landschaft und Wetter wundervoll, 2 Meter hoher Schnee, Rodel, Ski, Schlittschuhbahn vollendet . . .»

Ebenfalls durch einen Brief an Hofmannsthal ist ein Aufenthalt im Sommer 1924 auf der Lenzerheide belegt; Strauss berichtet darin von den bevorstehenden Pariser Aufführungen des «Rosenkavalier» und der «Ariadne» sowie von der (gemeinsamen) Arbeit an der «Ägyptischen Helena», die vier Jahre später unter der Leitung von Fritz Busch in Dresden uraufgeführt werden sollte. 1928, also kurz nach

dieser Uraufführung, finden wir Strauss erneut in Graubünden: Diesmal verbringt er seine Ferientage als Gast des Hotels «Waldhaus» in Sils-Maria. Vermutlich entsprach dies nicht ganz seiner ursprünglichen Absicht, denn Hugo von Hofmannsthal teilte er am 23. Juli 1928 mit: «Wir sind bis 15. August bestimmt hier [Garmisch] und gehen nachher wahrscheinlich ins Engadin: Pontresina, Hotel Saratz.» Und am 12. August wiederholte er: «28. August bis 10. September Pontresina (Hotel Saratz).»¹⁷

Ob Strauss in Sils-Maria mit den zwei im gleichen Hotel weilenden bedeutenden Dirigenten, mit Bruno Walter (1876–1962) und Otto Klemperer (1885–1973), beide jüdischer Abstammung, zusammentraf, lässt sich nicht nachweisen. Klemperer war bereits 1918 als Kölner Generalmusikdirektor erstmals im Hotel «Waldhaus» und kam dann – mit Unterbrüchen – immer wieder hierher, letztmals 1958, in jener Zeit, da er als Leiter des New Philharmonia Orchestra London seine zweite grosse Karriere begonnen hatte. Auch Bruno Walter, von 1912–1922 musikalischer Direktor des Münchner Nationaltheaters und von 1923–1933 Chefdirigent der Berliner Philharmoniker, besass zu mehreren Werken von Richard Strauss eine rechte enges, wenn auch nicht völlig unkritisches Verhältnis.

In seiner Autobiographie «Thema und Variationen», ein faszinierender Beitrag zur europäischen Kulturgeschichte der ersten Jahrhunderthälfte, schreibt Bruno Walter über seine Beziehungen zum Engadin: «Im Sommer 1919 gingen wir ins Engadin, das ich noch nie gesehen und dessen Schönheit ich sofort als eine neue, starke, willkommene Fessel an das Leben empfand. Seitdem haben wir alljährlich bis 1939 dort die freien Sommerwochen, oft ausserdem auch einige Zeit im Winter verbracht und obwohl ich gegen Nietzsches Antichristentum, Antiwagnerianismus, Übermenschen-Ideologie und sogar gegen seine aphoristische Schreibweise in Opposition stand, begeisterte es mich doch, auf den Pfaden des hochgestimmten, ekstatischen Menschen, den Höhenwegen des Engadins, zu wandeln, das Haus in

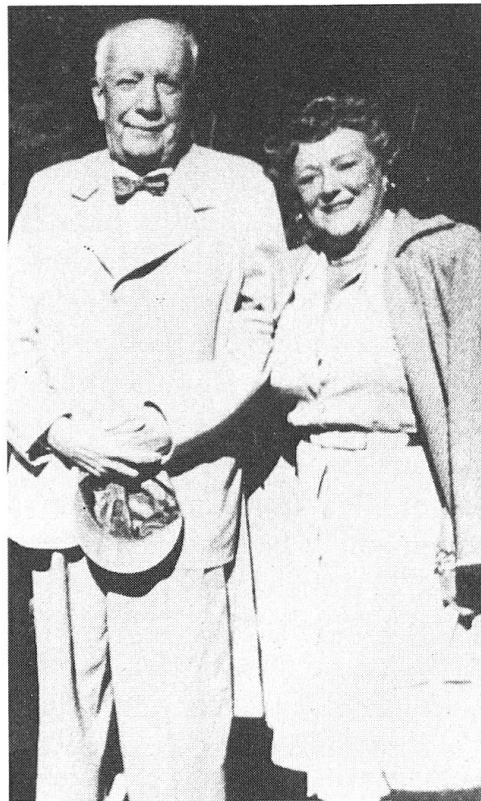


Abb. 7:
Richard Strauss
1947 in Pontresina. Neben ihm die
Sopranistin Maria Cebotari, eine der
herausragenden Strauss-Interpre-
tinnen, welche
1935 bei der
Uraufführung der
«Schweigsamen
Frau» die Titel-
rolle innehatte.

Sils-Maria zu besuchen, in dem der «Zarathustra» entstanden, die erhabenen Bergformen zu sehen, die reine Luft zu atmen, von denen ihm Inspiration zu kühnen Gedanken zugeströmt war . . . Mir ist in aller Welt keine edlere Schönheit bekannt geworden, als die der Engadiner Bergwelt, und jeder Spaziergang in ihren Höhen war mir ein Glück – bis sich durch ein furchtbares Erlebnis die geliebte Gegend um St. Moritz, Pontresina und Sils-Maria unauflöslich mit dem Geist des Unheils für mich verbunden hat.» Anfänglich weilten die Walters meist in Pontresina und St. Moritz, dann – bis zum Ausbruch des 2. Weltkriegs, als er seinen Wohnsitz nach Kalifornien verlegte, bzw. verlegen musste – meist in Sils-Maria – und hier kam es im Sommer 1939 auch zu jener entsetzlichen Tat, welche Bruno Walter bis an sein Lebensende bedrücken sollte: Grete Walter, die ältere Tochter des Dirigenten, hatte ihre unglückliche Ehe mit dem deutschen Filmproduzenten und Nazi-Sympathisanten Robert Neppach lösen wollen und weilte deshalb bei ihren Eltern im Engadin. Dort gewährte sie Neppach eine 'letzte Aussprache', worauf dieser sie und sich selbst erschoss, da ihm der Gedanke, Grete könnte sich einem anderen Mann zuwenden, unerträglich war.

Wenn hier vom nie besonders herzlichen Verhältnis zwischen Richard Strauss und Bruno Walter die Rede ist, so darf man vermutlich nicht ganz ausser acht lassen, dass sich der Komponist aus Bayern im Frühjahr 1933 ohne weiteres bereit erklärte, anstelle des aus rassistischen Gründen untragbar gewordenen Berliner Dirigenten anlässlich eines Konzerts in Leipzig aufzutreten, wodurch sich Strauss «eine besondere Beliebtheit in den oberen Rängen des Nazitums» erwarb.¹⁸

Während des Dritten Reichs, so schreibt Joseph Wulf, blieb Strauss «als Künstler völlig souverän, als Mensch wurde er jedoch fast zum Konjunkturritter; er passte sich den gegebenen Verhältnissen sehr geschickt an, obwohl ihm Hitlers oder Goebbels' Grundsätze zuwider und oft lächerlich waren.»¹⁹ So gänzlich unbeschadet überstand Strauss, der zwar alles andere als ein «homo politicus» war und 1936 nach dreijähriger Tätigkeit als Präsident der Reichsmusikkammer zurücktrat, gleichzeitig aber eine «Hymne» für die eher umstrittenen Olympischen Spiele in Berlin und eine «Festhymne» zur 2600-Jahrfeier des japanischen Herrscherhauses komponierte, die Ära des Nationalsozialismus nicht: Viele seiner Freundschaften zerbrachen während dieser Zeit, und in Israel gehören seine Werke – zusammen mit jenen Richard Wagners – nach wie vor zu den zwar nicht verbotenen, aber am Radio und im Konzertsaal auch nicht besonders geschätzten musikalischen Kompositionen.

Nach dem Krieg, im Oktober 1945, übersiedelte Richard Strauss, der bis anhin meist in Garmisch-Partenkirchen wohnte, erst nach Baden bei Zürich, wo er bereits 1938 erstmals zur Kur gewillt

hatte, und dann ins Palace-Hotel nach Montreux. Oft aber war er unterwegs, auf Konzertreisen oder an den Salzburger Festspielen. Im Sommer 1947, vom 13. Juni bis zum 15. September, kam er – wiederum in Begleitung seiner Gattin Pauline – erneut nach Pontresina, obwohl er sich ursprünglich mit dem Gedanken getragen hatte, einige Sommertage in Flims zu verbringen, weshalb er mit Otmar Nussio, dem aus Poschiavo stammenden Leiter des Orchestra della Svizzera Italiana, zur Besichtigung des Hotels Waldhaus dorthin gereist war. Das Ergebnis dieser Besichtigung muss ziemlich negativ ausgefallen sein, denn Strauss schrieb anfangs Juni 1947, dieses Hotel sei eine «unmögliche alte Trödlerbude, noch rückständiger als die meisten sogenannten Grand Palace der Schweizer Hotellerie, die seit 80 Jahren nur die Preise 'renoviert' und von 15 frcs. Pension auf 40 bis 60 frcs. gesteigert hat.»

Drei Briefe, die Strauss an Willi Schuh, den Musikkritiker der Neuen Zürcher Zeitung, richtete, geben Auskunft über die Tage in Pontresina, so z.B. jener vom 14. Juni 1947, worin er schreibt: «Wir sind gestern in Zarathustra-Nebel gehüllt bei strömendem Regen glücklich hier angekommen und fühlen in Saratz's unvergleichlichem Familienheim beinahe uns so wohl wie zu Hause. Schade, dass dieses Hotel Eldorado schon Ende September schliesst . . . Es gibt nur ein Engadin auf der ganzen Welt, wir sind hier restlos begeistert und schlürfen die Luft der Gemen wie französischen Champagner! Kein Wunder, dass der gute Nietzsche hier übergeschnappt ist.»²⁰ Auch Gian P. Saratz, der Hotelier aus Pontresina, erinnert sich: «Tagsüber befand sich Strauss, der damals immerhin schon 83 Jahre zählte, nur selten ausserhalb unseres Hotelgartens. Am liebsten hielt er sich auf einem der Liegestühle vor dem kleinen Pavillon auf, den er 'Salettl' nannte und von dem aus er einen wunderbaren Blick ins Rosegtal hinein geniessen konnte. Hier las er, schrieb Briefe oder machte sich sonst irgendwelche Notizen. Sehr wichtig war für ihn als leidenschaftlichen Kartenspieler jeweils die abendliche Skatrunde: Jeden Tag von halb neun bis elf Uhr spielte ich mit ihm und einem anderen Hotelgast. Danach verabschiedete er sich meist mit den Worten 'So, jetzt geh i arbeiten', begab sich in seinen Privatsalon, in dem sich übrigens nie irgendein Instrument befand, und komponierte bis weit in die Nacht hinein.

Er und seine Gattin Pauline stritten sich oft lautstark wie zwei Hähne, um kurz darauf Arm in Arm und in völliger Harmonie im Speisesaal zu erscheinen. Mit den anderen Hotelgästen pflegte das Ehepaar Strauss keinerlei Kontakte, einzig der berühmte 'dritte Mann' für die abendliche Skatrunde war für den Komponisten von Bedeutung.»



Abb. 8:
Während der Sommerferien in Pontresina hielt sich Richard Strauss am liebsten im Liegestuhl vor dem Pavillon im Garten des Hotel Saratz auf.

Ein Jahr später kamen Strauss und seine Gattin erneut nach Pontresina, wie sie dies 1947 im Gespräch mit Hotelier Saratz bereits angedeutet hatten. Da aber die definitive Zimmerreservation erst recht spät erfolgte, gab's zuvor ein paar kleinere Komplikationen, was den Musiker u.a. zu folgenden Zeilen veranlasste: «Wer sind denn die Leute, denen Sie unsere (seit einem Jahr freundlichst reservierten) Zimmer vor ungefähr einem Monat erst vergeben haben? Ich denke, vor Richard Strauss' älteren Unterkunftsansprüchen müssten doch Amerikaner oder ähnliches andstandshalber zurücktreten! Bitte überlegen Sie und geben Sie Ihrem Gewissen einen Stoss! Mein völlig undemokratischer Grundsatz lautet: Nicht gleiches Recht für alle! Bitte tun Sie Ihr Möglichstes! Vielleicht ist es sowieso das letzte Jahr, dass ich zu Ihnen kommen kann . . .»²¹ Nachdem das Problem der Unterkunft zur Zufriedenheit des Meisters gelöst werden konnte, traf er in Begleitung seiner Gattin mit der Bahn am 25. Juni in Pontresina ein, um wiederum bis gegen Ende September im Oberengadin zu bleiben.

Ziemlich genau ein Jahr später starb Richard Strauss nach schwerer Krankheit in seinem Garmischer Landhaus. «Er war ein Erfolgsmensch, ein unentwegter Optimist, unkomplizierter, liebenswürdig urchiger Weltbürger, aber auch selbstsicherer Grandseigneur, ein schillernder Lebenskünstler, als Komponist ein virtuoser Könnner, der die Welt in Staunen versetzte und letztlich alle musikalischen Probleme aus seinem urgesunden, musikantisch überströmenden Naturell heraus löste,» schreibt Paul Schaller. Etwas anders sieht ihn der sowohl kritische als auch amüsant zu lesende Wiener Publizist Hans Weigel, der erklärt, Strauss sei in erster Linie «ein musikalischer Karl May, ein

Meister im Verfertigen von Machwerken», eine «symphonische und musikdramatische Verkaufskanone» gewesen, der als «stets genüsslich schwelgender Prunk- und Prachtproduzent erregender Tonmassen» in «Klängen gebadet» und «den Geschmack des Publikums systematisch verdorben» habe, indem er «Liszt überwagnerte und Wagner überlisztete».²²

Interessant ist natürlich die Frage, ob der hochbetagte Komponist während der rund sechs Monate, die er gegen Ende seines Lebens im Oberengadin verbracht hatte, neben einer Anzahl von Briefen auch musikalische Zeugnisse hinterliess. Dazu eine kleine Episode vom 21. Juli 1947, wie sie Gian P. Saratz erlebte: «Eines Tages machte mich der Oberkellner darauf aufmerksam, dass Richard Strauss während des Mittagessens auf die Rückseite der Speisekarte Noten schreibe. Ich fragte den Komponisten nach dem Essen, ob ich die von ihm beschriebene Speisekarte eventuell als Andenken behalten dürfte. Selbstverständlich, erklärte er, er fertige in seinem Zimmer oben für sich eine Kopie der Melodie an.»²³ Bei diesem Partitur-Fragment handelte es sich um eine Skizze zum Duett-Concertino für Klarinette und Fagott mit Streichorchester und Harfe, das am 16. Dezember 1947 in Montreux vollendet und am 4. April 1948 uraufgeführt wurde.

Bedeutend gewichtiger war das musikalische Schaffen im Sommer 1948, denn Strauss komponierte damals in Pontresina zwei seiner grossartigen «Vier letzten Lieder»: Zuerst entstand das Lied «Frühling», dessen Orchesterpart am 18. Juli vorlag, siebzehn Tage später vollendete er «Beim Schlafengehen». Es handelt sich dabei um die Vertonung zweier Gedichte von Hermann Hesse. Mit dem Lied «September», dessen Text ebenfalls von Hermann Hesse stammt, schloss Richard Strauss den Zyklus, den er selber nie hörte, kurze Zeit später in Montreux ab. Begonnen hatte er ihn mit Vertonung des Eichendorff-Gedichts «Im Abendrot» im Mai 1948; die Uraufführung unter Wilhelm Furtwängler fand erst im Mai 1950, neun Tage nach dem Hinschied von Pauline Strauss, in London statt, wobei Kirsten Flagstad als Solistin mitwirkte.

Der ehemalige Musikkritiker des «Figaro», Bernard Gavoty, erkennt in diesen Liedern mit Orchesterbegleitung «eine bestürzende Musik», in der man «die letzte Süsse des scheidenden Sommers» verspürt und schreibt: «Hier stimmt der Abschied vom Leben, das der Liebe und der Schönheit gewidmet war, mit dem letzten Aufglimmen aller Wünsche überein».²⁴

«Die frische Bergluft tat uns sehr wohl»

Richard Strauss wurde bereits um die Jahrhundertwende als «Grösster seiner Zeit» gefeiert, der viele seiner Zeitgenossen massgeb-



Abb. 9:
Auf einer Speisekarte des Hotel Saratz notierte Richard Strauss am 21. Juli 1947 die ersten Takte des Duett-Concertino.

lich beeinflusste. «Wie ein Blitzschlag» habe ihn die erste Aufführung von «Also sprach Zarathustra» in Budapest im Jahre 1902 aus einer zweijährigen Stagnation herausgerissen: «Das von den meisten dortigen Musikern mit Entsetzen angehörte Werk erfüllte mich mit dem grössten Enthusiasmus; endlich erblickte ich eine Richtung, die Neues barg. Ich stürzte mich auf das Studium der Strauss'schen Partituren und begann wieder zu komponieren.»²⁵ Dies schrieb der damals 21jährige Béla Bartók.

Zur Schweiz besass dieser ungarische Musiker sehr enge Beziehungen, was vor allem auf die in Zürich wohnhafte und mit dem Komponisten Walter Schulthess verheiratete, aber ebenfalls aus Ungarn stammende Violinistin Stefi Geyer, eine unerfüllte Jugendliebe Bartóks, sowie auf die Freundschaft mit dem Basler Dirigenten Paul Sacher zurückzuführen war. Im Sommer 1927 kam Bartók erstmals nach Graubünden, da seine Frau Ditta, eine hervorragende Pianistin, wegen eines Augenleidens einige Zeit im Davoser Sanatorium Guardaval, das 1912 erbaut und 1970 abgebrochen wurde, verbringen musste. Für den Komponisten bildeten die Tage in Davos nach der Uraufführung seines 1. Klavierkonzerts in Frankfurt unter der Leitung von Wilhelm Furtwängler – der übrigens seine Ferien ebenfalls oft in Graubünden zubrachte – einen willkommenen Erholungsaufenthalt. An den befreundeten Geiger Joseph Szigeti schrieb er am 7. August: «Ich danke vielmals für Ihre freundliche Intervention in bezug auf die Wahl unseres Aufenthaltsortes in der Schweiz. Wir sind in diesem Sanatorium angelangt, weil dessen Arzt uns sehr empfohlen worden ist. Dieser Ort ist auch im übrigen einwandfrei, am erfreulichsten ist aber,

dass der Zustand meiner Frau nach Meinung des Arztes so günstig ist, dass sie Ende September bereits nach Budapest nach Hause kommen kann.» Dann kommt Bartók auf ein paar interpretatorische Fragen im Zusammenhang mit der 2. Sonate für Violine und Klavier zu sprechen und meint abschliessend: «Es würde uns sehr freuen, wenn Sie uns besuchen würden. Was das gemeinsame Proben anbetrifft, so wüsste ich allerdings nicht, wo dieses vor sich gehen könnte. In diesem Sanatorium findet sich bloss ein schlechtes Pianino, und im übrigen kann man nicht ungestört musizieren.»²⁶

Bartóks eigentlicher Schweizer «Stützpunkt» war seit Beginn der dreissiger Jahre die Stadt Basel, wo – wie bereits erwähnt – einerseits Paul Sacher, andererseits Prof. Dr. Oskar und Annie Müller-Widmann lebten, bei denen er sich oft aufhielt und mit denen er auch einen regen Briefkontakt pflegte. Von Basel aus kam der Komponist im Juli 1939, kurz vor Ausbruch des 2. Weltkriegs, nach Silvaplana, wo er, gemeinsam mit seiner Familie und mit Stefi Geyer-Schulthess, nach einer Konzertreise durch ganz Europa Erholung suchte. Als Herberge wählte er diesmal das Hotel Waldheim in Surlej, wo er – aufgrund der erhaltenen Briefe – vom 3. Juli bis wahrscheinlich zum 4. August seine Ferien verbrachte. Der Ankunft im Engadin waren zwar einige Aufregungen vorausgegangen, wie dies aus einem Brief an Annie Müller-Widmann hervorgeht, die damals mit ihrer Familie in Davos weilte: «Ich komme in Chur an: Von der Familie keine Spur! Frage den Schaffner, ob der Zug aus Deutschland eingefahren sei. Ja, sagt er. Was soll ich machen? Ging weiter nach Surlej, dachte, dort wird wohl Nachricht vorliegen über eventuelle Hindernisse. Gar nichts fand ich vor. Wollte nach Budapest telephonieren: Niemand meldete sich. Schliesslich kam mir die gute Idee, die Bahnstation in Buchs anzurufen und erfuhr, dass sich diese niederträchtigen Kerle in Deutschland [Bartók war ein vehementer Gegner des Nazi-Regimes] schon wieder eine Verspätung von 85 Minuten leisteten. Da konnte der richtige Zug natürlich nicht erwischt werden. Frau und Sohn kamen also erst um 6 Uhr in St. Moritz an, kannten sich nicht recht aus, nahmen ein Taxi (obzwar in ihrem Fahrscheinheft auch ein Autobus-Fahrschein da war). Schliesslich waren wir abends um halb sieben doch alle zusammen.» Auch sonst standen die ersten Ferientage nicht gerade unter einem guten Stern, denn Bartók spricht im gleichen Brief von einem «Kratzen im Hals» und von «hohem Fieber», das in dazu zwang, «bei diesem wunderbaren Wetter» während vier Tagen das Bett zu hüten. Der weitere Verlauf der Engadiner Ferientage verlief wesentlich harmonischer: «Meine Frau und Sohn haben die ersten vier Tage gut ausruhen können, haben alle kürzeren Spaziergänge erforscht und mich dann mit Stolz in all diese Herrlichkeiten eingeführt.» Während dieser Zeit unternahm Bartók viele Wanderungen mit Freunden – das Fextal



Abb. 10:
Béla Bartók
 (2. von rechts) im
 Juli 1939 mit Stefi
 Geyer-Schulthess
 und seiner Fami-
 lie auf einer Wan-
 derung im Ober-
 engadin.

hatte es ihm in besonderem Masse angetan – und bestieg sogar den Piz Languard, er empfing Besuche und meinte erleichtert: «Im Engadin liess ich die Sorgen weit hinter mir.» Hier las er die letzten beiden Bände von Prousts «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» in der französischen Originalausgabe.²⁷ Wusste er vielleicht, dass Proust, 46 Jahre zuvor, für einige Sommerwochen im benachbarten Sils-Maria gewelt hatte?

Ob Bartók während seiner beiden Bündner Aufenthalte auch kompositorisch tätig war, lässt sich im Detail nicht nachweisen, aber gerade in den Jahren vor Kriegsausbruch entstanden einige bedeutende Werke, deren eine oder andere Sequenz durchaus im Engadin verwurzelt sein könnte: die vom Jazzmusiker Benny Goodman beauftragten Kontraste für Violine, Klarinette und Klavier, das 2. Violinkonzert, Teile des Mikrokosmos für Klavier, das Divertimento für Streichorchester – kurz nach dem zweiten Engadiner Aufenthalt in Braunwald endgültig niedergeschrieben – oder das 6. Streichquartett.²⁸

Ein Jahr nach seinem zweiten Abstecher ins Engadin übersiedelte Béla Bartók endgültig nach New York, wo sich sein Gesundheitszustand jedoch zusehends verschlechterte und wo er dann am 26. September 1945 im Alter von nur 64 Jahren verstarb, tief unglücklich und von schweren Sorgen niedergedrückt.

Etwas jünger als Bartók war der ebenfalls aus dem slawischen Kulturraum stammende Bohuslav Martinu (1890–1959), ein tschechischer Komponist, der einen grossen Teil seines späteren Lebens in der

Schweiz, vor allem auf dem Schönenberg in der Nähe von Pratteln, verbracht hatte. Nach Graubünden kam er vermutlich erstmals im Sommer 1954 oder 1955, da er damals in St. Moritz den aus Tel Aviv stammenden Musikwissenschaftler Peter Gradenwitz kennenlernte. Dorthin wäre Martinu eigentlich gerne kurz vor seinem Tod zurückgekehrt, denn er schrieb am 14. Mai 1959 an seinen Biographen Milos Safránek, er würde den Juli am liebsten im Gebirge, «in der Nähe von St. Moritz, den ganzen Monat, ohne Klavier, also in völliger Ruhe» verbringen.²⁹

Im August 1957 weilte er nach der Niederschrift des 2. Aktes seiner grossen Oper «Griechische Passion», deren Libretto er nach dem Roman von Nikos Kazantzakis selbst verfasst hatte, zur Erholung im Hotel «Isla» in Arosa. Sein todbringendes Magenleiden machte sich in dieser Zeit bereits erstmals bemerkbar. Charlotte Martinu, die Gattin des Komponisten, schreibt in ihren Memoiren: «Margrit Weber [eine Schweizer Pianistin, welcher Martinu sein 5. Klavierkonzert gewidmet hatte] erwartete uns in Zürich und fuhr in ein kleines, modern eingerichtetes Hotel nach Arosa. Es war am 1. August, dem Nationalfeiertag der Schweiz. Im Gebirge wurden Feuer angezündet, überall herrschte eine ausgelassene Feststimmung, und die ganze Nacht hindurch krachten Feuerwerkskörper. Nach der Hitze in Rom [es dürfte sich zwar eher um Nizza gehandelt haben] tat uns die frische Bergluft sehr wohl. Bohus ging nur spazieren und las. Auf unseren Spaziergängen sahen wir manchmal Hirsche; dann blieben wir immer stehen und hielten den Atem an, um sie nicht zu verscheuchen. Oft kehrten wir nachmittags in einem Bauernhaus zu einem Imbiss ein. Es waren ruhige Tage, die wir unseren Gastgebern verdankten. Wir blieben drei Wochen. Die Pensionsinhaberin machte uns darauf aufmerksam, dass wir noch eine weitere Woche bleiben könnten, da das Zimmer bis Ende des Monats bezahlt wäre, doch Bohus zog es wieder an seine Arbeit.»³⁰

Von Arosa aus schrieb Martinu an den damaligen Chordirektor des Stadttheaters Zürich und Gatten der berühmten Sopranistin Maria Stader, Hans Erismann, und schlug ihm sein neuestes, aber noch nicht ganz vollendetes Werk zur Uraufführung in Zürich vor. Doch dann entschloss er sich nach einem längeren Aufenthalt in Rom, die ganze Oper umzuarbeiten, und in dieser Form gelangte sie dann auch am 9. Juni 1961 – als der Komponist schon seit beinahe zwei Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilte – in Zürich zur Uraufführung, die unter der musikalischen Leitung eines Mannes stand, dem in der Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts nicht nur als Interpret, sondern auch als aussergewöhnlicher Förderer ein Ehrenplatz eingeräumt werden muss: Paul Sacher. Mit Bartók und Martinu sind im Zusammenhang nur zwei von Dutzenden von Musikern erwähnt, welche diesem Mann unendlich viel zu verdanken hatten, denn er war es, der ihnen



Abb. 11:
Im August 1957
weilte der tschechische Komponist Bohuslav Martinu zur Erholung in Arosa.

in der Schweiz mit grosszügig honorierten Auftragswerken, mit prächtig gelegenen Wohnsitzen und erholsamen Ferienaufenthalten in den oft schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeiten ideale Bedingungen zu schöpferischer Tätigkeit und Entfaltung schuf. Und dann: Paul und Maja Sacher weilten ebenfalls des öfteren in Graubünden, wo sie beispielsweise zwischen 1945 und 1958 ihre Ferien regelmässig in Sils-Maria verbrachten.

Anmerkungen

- ¹ Martin Vogt: *Erinnerungen eines wandernden Musikers*. Basel 1971. Betr. Aufenthalt in Graubünden S. 73–77.
- ² Heinrich Reinhardt: *Zur Einführung*. In «Martin Vogt. *Erinnerungen eines wandernden Musikers*». Basel 1971. S. 5ff.
- ³ Wolfgang Hildesheimer: *Mozart*. Frankfurt a.M. 1977. S. 268f.
Bruno Schrader: *Handlexikon der Musik*. Leipzig 1924. S. 316.
- ⁴ Walter Hummel: *W. A. Mozarts Söhne*. Kassel und Basel 1956. S. 122f. Das Original des Reisetagebuchs von Franz Xaver Mozart wird in der Bibliothek des Königlichen Konservatoriums in Brüssel aufbewahrt.
- ⁵ Kurt Wanner/Richard Hänzi/Remo Allemann: *Berühmte Gäste im Rheinwald*. Splügen 1990.
- ⁶ Richard Wagner: *Mein Leben*. München 1914. S. 64 ff. Vollständige, kommentierte Ausgabe, hg. von Martin Gregor-Dellin. München 1976.
Briefe Richard Wagners an Minna Wagner. Berlin und Leipzig 1908. Band I, S. 91–100.
- ⁷ Martin Gregor-Dellin: *Richard Wagner. Sein Leben, sein Werk, sein Jahrhundert*. München 1980. S. 374. Anm. S. 867.
- ⁸ Isabelle Rucki: *Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hoteltarchitektur von 1860–1914*. Zürich 1989. S. 192. «Die Pension Faller [heute Hotel Kulm], welche um 1840 in einem bestehenden Bauernhaus eingerichtet worden war, dürfte eine der ersten Fremdenpensionen von St. Moritz Dorf gewesen sein.»
Max Fehr: *Richard Wagners Schweizer Zeit*. Aarau und Leipzig 1934. Bd. I, S. 247ff.
- ⁹ Es dürfte sich wohl um den von Johann Luzi anfangs Oktober 1853 in der Nähe von Zernez erlegten Bären gehandelt haben. Siehe Christian Metz: *Der Bär in Graubünden*. Chur 1990. S. 78.
- ¹⁰ Von 1828 an wurden im Posthotel «Bodenhaus» in Splügen Fremden- oder Gästebücher geführt, in die sich die meisten Passanten mit Namen, Stand, Herkunft und Reiseziel eintrugen. Es dürfte sich um die ältesten ihrer Art in Graubünden handeln. Der erste und wichtigste Band umfasst die Jahre 1828 bis 1844, der zweite Band (1845–1869) wurde schon in den fünfziger Jahren entwendet. Die weiteren Bände, die sich alle in Privatbesitz befinden, führen bis zum Ausbruch des 2. Weltkriegs, wobei in späterer Zeit die Einträge meist nicht mehr eigenhändig getätigt wurden.
A. M. Zandralli: *Das erste Fremdenbuch des «Bodenhauses» in Splügen*; in «*Rätia*». Chur 1942/43. S. 108–111.
Wanner/Hänzi/Allemann: *Gäste*.
- ¹¹ *Learned Lady: Letters from Robert Browning to Mrs. Thomas FitzGerald*. Harvard 1966. S. 57.
- ¹² Modest Tschaikowsky: *Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowskys*. Deutsche Übersetzung von Paul Juon. Leipzig 1901–1903. Band 2, S. 296ff.

- ¹³ Nadeshda Filaretowna von Meck (1831–1894) verfügte als Witwe eines Eisenbahningenieurs über ein Millionenvermögen. Sie unterstützte Tschaikowsky, in dessen Musik sie verliebt war und dem sie persönlich nie begegnete, zwischen 1877 und 1890, so dass er sich – völlig unbelastet von finanziellen Sorgen – seinem musikalischen Schaffen widmen konnte. Der Brief an Frau von Meck ist folgendem Werk entnommen: Die russische Entdeckung der Schweiz. Ein Land in dem nur gute und ehrbare Leute leben. Hg. von Jewgeni Netscheporuk. Zürich 1989. S. 151.
- ¹⁴ Zwischen der aus Wien gebürtigen Musikerdynastie Johann Strauss Vater und Sohn, die durch ihre Walzer und Operetten bekannt wurden, und dem aus München gebürtigen Richard Strauss bestehen keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen.
- ¹⁵ Briefwechsel Richard Strauss – Max von Schillings. München 1987. S. 62f. Max von Schillings (1868–1933), Dirigent und Komponist, war ab 1932 Präsident der Preussischen Akademie der Künste, die er nach Hitlers Machtergreifung von Nichtariern säuberte. SA und SS dankte es ihm durch eine Ehrenwache anlässlich seiner Kremation.
- ¹⁶ Rucki: Hotel. S. 208. «Das Grand-Hotel (erbaut 1902–1905) galt zur Zeit seiner Eröffnung als grösstes Gebäude der Schweiz.» Es stand einst östlich des Hotels Palace, anstelle der heutigen Post von St. Moritz Dorf.
- ¹⁷ Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Willi Schuh. München 1990. S. 159ff., 519, 647, 663.
- ¹⁸ Rolf und Urs Kienberger: Streiflichter aus der Waldhausgeschichte 1908–1983. S. 88ff.
Bruno Walter: Thema und Variationen. Stockholm 1947. S. 343f. und 437ff.
- ¹⁹ Joseph Wulf: Musik im Dritten Reich. Gütersloh 1963. S. 194ff.
- ²⁰ Richard Strauss: Briefwechsel mit Willi Schuh. Zürich 1969. S. 126 und 128f.
- ²¹ Brief an Gian P. Saratz vom 15. Juni 1948 (Privatbesitz).
- ²² Otto Erhardt: Richard Strauss. Leben – Wirken – Schaffen. Olten 1953. S. 12.
Hans Weigel: Apropos Musik. Zürich 1965. S. 87–101.
- ²³ Das Gespräch mit Herrn Gian P. Saratz fand am 20. Januar 1992 in Pontresina statt.
- ²⁴ Bernard Gavoty/Roger Hauert: Elisabeth Schwarzkopf. Genf 1957. S. 24.
- ²⁵ Bartók: Eigene Schriften und Erinnerungen der Freunde. Hg. von Willi Reich. Basel/Stuttgart 1958. S. 11.
- ²⁶ Béla Bartók: Briefe. Gesammelt, ausgewählt, erläutert und herausgegeben von János Demény. Budapest 1973. S. 61f.
- ²⁷ Bartóks Briefe vom 11. und 31. Juli 1939 an Frau Dr. Annie Müller-Widmann (unpubl.).
- ²⁸ Werner Fuchs: Bartók und die Schweiz. Ausstellungskatalog. Zürich 1971.
- ²⁹ Milos Safránek: Bohuslav Martinu. Leben und Werk. Kassel 1965. S. 369f.
- ³⁰ Charlotte Martinu: Mein Leben mit Bohuslav Martinu. Prag 1978. S. 144f. Harry Halbreich: Bohuslav Martinu. Zürich 1968. S. 44f. und 315.